

Umrisse einer Kirche der Zukunft

Autor(en): **Schoch, Jürg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **74 (1994)**

Heft 3

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-165282>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wohl zu Recht festgestellt, dass zwar bei weitem nicht nur der religiöse Mensch ethisch orientiert sei, dass aber die Erfahrung lehre, bei Ungezählten und vor allem Jugendlichen komme mit der religiösen

auch gleichzeitig die ethische Dimension abhandeln. Religion, Ethik und Politik stehen in einem engen Zusammenhang. Sie müssen gesamthaft gesehen und beurteilt werden. ♦

KURT MÜLLER

JÜRIG SCHOCH,
geboren 1955, ist seit
1990 Direktor des
Seminars Unterstrass
(Evangelisches Lehrer-
seminar Zürich). Nach
der Matura in Winterthur
und Schulpraxis als
Sekundarlehrer Studium
in Pädagogik, Psycho-
logie und Kirchen-
geschichte an der
Universität Zürich.
Daneben während
Jahren Leitungs- und
Ausbildungsfunktionen
in der Verbandsjugend-
arbeit des CVJM/CVJF.
Von 1985 bis 1990
Assistent am Pädago-
gischen Institut der
Universität Zürich mit
Lehrauftrag. 1989
Promotion zum Dr. phil. I
mit einer Arbeit über die
Personalfluktuations im
Sozialwesen.

UMRISSE EINER KIRCHE DER ZUKUNFT

Wer in engem Kontakt mit Jugendlichen unsere Kirchen konstruktiv-kritisch mitgestalten will, kann seine Aktivität unter folgendes Motto stellen: «Mit der Kirche, für die Kirche, aber nicht unter der Kirche».

Es gibt in der freien und sozialen Marktwirtschaft eine auch für die Kirche wichtige Denkfigur, die nicht ausgeblendet werden darf: diejenige von Nachfrage und Angebot. Sie wird im Zusammenhang mit den zunehmenden Kirchenaustritten oft bemüht, wohl nicht zu Unrecht. Wahrscheinlich gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Wandel der Wertvorstellungen und dem Wandel der Bedürfnisse (individuelle Nachfrage) und dem Wandel der Strukturen (gesellschaftliche Nachfrage). Unter diesem Gesichtspunkt muss darum Nicht-Anpassung der kirchlichen Angebote konstatiert werden. Schön wäre es doch, wenn die Kirche die Nachfrage zu einem grossen Teil abdecken könnte. Aber offensichtlich schafft sie das nicht (mehr?)...

Indes: Es darf nicht vergessen werden, dass jede sich christlich nennende Person und Institution ihre Kriterien und Massstäbe keinesfalls prioritär aus der Nachfrage gewinnen darf. Ihr sind zuerst im Evangelium Auftrag und Richtschnur gesetzt, die im Hinblick auf die Aufgaben und Ausgestaltung ihres Seins immer neu gelesen und verbindlich interpretiert werden müssen.

*Kirche heute –
zweimal aus einseitiger Sicht*

Die Frage nach der Kirche der Zukunft – also nach Zielvorstellungen – setzt voraus, dass man sich über die heutige Situation, die Ausgangslage Rechenschaft gibt. (Diese Ausführungen beziehen sich ausschliesslich auf die evangelisch-reformierte Landeskirche.)

Gegen 130 Mittelschülerinnen und Mittelschüler am Seminar Unterstrass haben auf meine Bitte hin ihr Bild der gegenwärtigen Situation der Kirche zum Ausdruck gebracht. Obschon diese Jugendlichen sich täglich mit einer kurzen Bibelinterpretation auseinanderzusetzen haben, wöchentlich zwei Stunden Religionsunterricht geniessen, und obwohl eine Wochenschlussfeier zu ihrem normalen Pensum gehört, sind die Urteile ernüchternd und vernichtend: Kirche empfinden sie grossmehrheitlich als *«langweilig, düster, kalt, zwanghaft, verkrampft, veraltet, unverständlich, akademisch, steif, verklemmt, am Leben vorbei...»* Diese Attribute sind fast unisono die häufigsten. Aufgefordert, Bilder für die Kirche heute zu kreieren, lassen die Jugendlichen ihrer Fantasie freien Lauf:

«Kirche ist wie ein zweites Fahrrad: im Moment brauche ich es nicht»; «Kirche ist wie ein Alterstreff»; «Kirche ist wie eine alte Tante, die man gelegentlich besuchen sollte»; «Kirche ist wie eine Kokosnuss; aussen interessant, innen hohl und düster»; «Kirche ist wie ein leerstehendes Schloss»; «Kirche ist wie ein ausgestopftes Tier»; «Kirche ist wie eine Küche ohne Köche».

Die Botschaften sind klar: Kirche ist unnötig, mit Ansprüchen, aber ohne sichtbaren Anreiz und Sinn; möglicherweise einst lebendig, heute tot, unerfüllt und unerfüllend.

Solch unverblümt-radikale Pauschalurteile bedürften der Ergänzung, der Differenzierung. Ich möchte sie darum erweitern durch die nähere Betrachtung von einigen Aspekten der heutigen Landeskirche, die mir beim Nachdenken als wichtige Aspekte für die Kirche der Zukunft erscheinen. Unsere Landeskirche ist heute (unter anderem):

Erstens Volkskirche: Ihr gehöre ich bekanntlich durch Geburt an. Sie verpflichtet mich im Minimum dazu, meinen Obolus zu entrichten. Gleichsam als Gegengeschenk räumt sie mir das Recht ein, sie demokratisch mitzubestimmen. Viele Leute schätzen dieses Recht heute nicht mehr – oder die damit verbundenen fiskalischen Pflichten sind ihnen diese Rechte nicht wert. Dies erklärt aber sicher nur einen Teil der zentrifugalen Kräfte, welche die Landeskirchen heute ungewollt entwickelt haben. Viele Menschen haben mit der zunehmenden Pluralität offenbar ein grosses Bedürfnis, sich nicht offenen, sondern in sich geschlossenen Sinngebäuden und Menschengemeinschaften anzuschliessen – und sie tun das denn auch, zum Beispiel durch den bewussten Schritt in eine Bekenntniskirche.

Zweitens Gebäudekirche: Wohl gegen ein Viertel des Budgets örtlicher Kirchgemeinden wird für den Betrieb und den Unterhalt der kircheneigenen Gebäude gebraucht. So manche Baukommission investiert ihr Bestes in die Planung, den Unterhalt, die Renovation, die Sanierung von Kirche, Kirchgemeindehaus, Pfarrhaus und anderen Immobilien, die dann vorzugsweise vom Frauen- und Töchterchor, der Harmonie, dem Yogalehrer und anderen Mitbürgerinnen und Mitbürgern aus

Eine auch für die Kirche wichtige Denkfigur, die nicht ausgeblendet werden darf: diejenige von Nachfrage und Angebot.

der näheren oder weiteren Schweiz genutzt werden. Die Gebäude nehmen als sichere Zukunftsinvestition denn auch einen Vorrang in der Einschätzung von Kirchenpflegen und Kirchgemeindeversammlungen ein. Zumindest ist es auch heute noch leichter, einen Kredit von vier Millionen Franken für die Sanierung des Kirchgemeindehauses zu erhalten, als für die Jugendarbeit in der Gemeinde einen jährlichen Zuschuss von 4000 Franken... Viele Menschen sind heute aber offenbar nicht mehr in der Lage, eine Beziehung zu diesen makellos perfekten Räumen herzustellen. Brauchen wir statt mehr Gebäude mehr Geist, mehr Heimat?

Drittens Ortskirche: Die Landeskirche ist in lokal begrenzten Gemeinden organisiert. Dies im Zeitalter der fast unbeschränkten Mobilität. Gemeinde, Pfarrer und kirchliche Organe sind fest auf ihrer Scholle installiert und haben Territorialansprüche, was fast etwas an das alte Prinzip «cuius regio – eius religio» erinnert. Viele Menschen scheinen heute aber die religiösen Interessen und Gesinnungen über den gleichen Wohnort zu stellen. Sie suchen und finden ihren religiösen Ort in Gesinnungskirchen oder – im für uns glücklicheren Fall – in irgendeiner Nischenkirche, die sich noch als Teil der Landeskirche versteht.

Viertens Kopf- und Monologkirche: Es gehört wohl fast zu unserer zwinglianischen Tradition, dass der Glaube im Kopf anfängt und dort auch gleich wieder aufhört. Denn: Es geht darum, intellektuell zu verstehen, was Glauben bedeutet. Und Verstehen geschieht zu oft über das Hören allein, vorzugsweise am Sonntagmorgen zwischen 9 Uhr 30 und 10 Uhr 45. Wären nicht noch mutigere, entschlossener Schritte in Richtung ganzheitliche, dialogische Kirche angesagt?

Fünftens Vollzeiterkirche: Unsere Kirche würde ohne die vollamtlich angestellten Pfarrerinnen und Pfarrer, Katechetinnen und Katecheten, Gemeindegewerkschaften und Gemeindegewerkschaften, Organistinnen und Organisten, Sigristinnen und Sigristen nicht funktionieren. Dies ist kein Novum unseres Jahrhunderts, mussten doch schon urchristliche Gemeinden funktionale Aufteilungen und Freistellungen von besonders geeigneten Mitgliedern ins Auge fassen. Neu ist wohl die Perfektionierung des

Systems und ihre enorme ökonomische Abfederung.

Viele dieser zu 100 Prozent Angestellten leiden allerdings unter einem (nachvollziehbaren) Legitimationsdruck, aber auch an zu hohen und zu vielfältigen Ansprüchen an ihre Professionalität. Kaum jemand ist heute noch in der Lage, Feste für Kinder im Vorschulalter ebenso gut zu organisieren wie Altersnachmittage, Erwachsenenbildung ebenso professionell aufzuziehen wie Krankenseelsorge, das Jugendzeltlager so begeisternd zu gestalten wie die Taufe, den Hausbesuch so freundlich und warm zu pflegen wie die theologisch fundierte und zugleich volksnahe Sonntagspredigt. Ganz abgesehen vom «Domino-Treff», dem Konfirmandenunterricht und den Abdankungen... Es wären Formen gefragt, welche die Professionellen auf allen Ebenen entlasten und die Fachleute aus den Gemeinden engagieren könnten – eben Schritte hin zur Beteiligungskirche.

Die weitere Entwicklung dieser Kirche – vorausgedacht

Vor allem die drei letzten Aspekte sind geeignet, zu zeigen, wohin die Entwicklung unserer Landeskirche – vielleicht sogar weitgehend unabhängig von ihrem zukünftigen Status – führen könnte, wenn sie sich einfach so weiter in die Zukunft verlängert. Erlauben Sie mir, dass ich Sie ins Jahr 2010 nach Guggelau (ZH) entführe. Ein kurzes Szenario:

Eine erste, erstaunliche Feststellung machen Sie schon bei der Einfahrt ins Dorf: Die Kirche steht noch, und sie scheint sogar ab und zu in Betrieb zu sein. Zweite Feststellung: Das Pfarrhaus daneben scheint bewohnt.

Natürlich habe es eine Zeit gegeben, in der die Leute massenweise aus dieser noch immer bewusst volkskirchlich gebliebenen Gemeinde ausgetreten seien, weiss der dort wohnende Pfarrer zu berichten. Den einen sei sie eben zu bibeltreu, den anderen zu liberal gewesen; den einen zu politisch und den anderen zu mutlos; den einen auch schlicht zu teuer und das Geld nicht wert. So habe sich der Bestand an Gemeindegliedern dezimiert, jetzt aber eingependelt, ja gar wieder etwas gebessert. Die Leute schätzten sein spezielles

und genau definiertes, professionell komplementiertes Dienstleistungsangebot.

Seit der Pfarrer aufgehört hat, allzu geschliffene und theologisch fundierte Predigten zu halten und überdies einen Kurs in Rhetorik nahm, habe das Interesse an der Kirche und ihren Angeboten wahrnehmbar zugenommen. Vielleicht sei dies auch auf den von ihm mit Erfolg besuchten und berufsbegleitenden Diplomkurs «Effektiv Inszenieren» zurückzuführen, erläutert der Pfarrer. Nötig sei es jedenfalls gewesen, denn die vollzeitlich angestellten kirchlichen Funktionäre müssen seit geraumer Weile einen Teil ihres Lohnes selbst erwirtschaften. Dienstleistungen können nicht mehr einfach gratis erbracht werden: Unter dem Druck der finanziellen Verhältnisse sind kirchliche Amtshandlungen wie Trauungen, Taufen, Konfirmationen und Abdankungen honorarpflichtig. Vor dem Schritt, am Sonntagmorgen in der Kirche Eintritt zu verlangen, schreckt man vorläufig noch zurück. Erstaunlicherweise funktioniert das Ganze gar nicht schlecht. Vielleicht ist dies auch darauf zurückzuführen, dass trotz einheitlicher, durch den Kirchenrat erlassener Tarifordnung unter den Gemeinden und den Funktionären so etwas wie eine gesunde Konkurrenz und damit ein Kampf um Marktanteile entstanden ist. Denn die freie Pfarrerwahl spielt in diesem System schon längst ausgezeichnet, und die Konkurrenz scheint der Qualität der Befriedigung zivilreligiöser Bedürfnisse gut zu bekommen. (Übrigens, die Tarife sind einheitlich; Mitglieder der Landeskirche bekommen eine Reduktion von 25 Prozent.) Ein übersichtlicher «Guide Eglise» ist kürzlich im Nebenspalterverlag erschienen, und in der Sparte «Gottesdienst» figuriert Guggelau mit fünf Kreuzen auf Platz 10. Kurz: Die ursprüngliche Servicekirche mauserte sich mit Erfolg zu einem professionellen Dienstleistungsunternehmen für den psychohygienischen und zivilreligiösen Individualbedarf.

Eine gemeinsame Suche nach Zielvorstellungen als Perspektive der Hoffnung

Die ironisierend-übertriebene Zukunftsvorstellung von Guggelau macht deutlich, wie absurd es im Grunde ist, von einer

.....
**«Kirche ist wie
 eine alte Tante,
 die man
 gelegentlich
 besuchen sollte.»**

.....
**Schritte
 hin zur
 Beteiligungs-
 kirche.**

machbaren Kirche auszugehen. Es ist wahrscheinlich eher so, dass christlich gesinnte Menschen zusammen in jedem Fall und immer Kirche sind. Kirche ist nur lebbar, gemeinsam gestaltbar, aber nicht inszenierbar. Diese Ausgestaltung muss aber bewusst, zielorientiert und gemeinsam an die Hand genommen werden.

Die befragten Jugendlichen unseres Seminars haben klare Vorstellungen davon, was Kirche zu sein hätte: ein Ort des Lachens, der Kreativität, der Offenheit, der Gemeinschaft; Adjektive wie *fröhlich, lustig, spontan, locker, weltoffen, lebensnah, abwechslungsreich, grosszügig, dynamisch* kommen in den Antworten immer wieder vor. Für mich treten klar die Konturen von drei Hauptanliegen hervor:

Erstens: Kirche muss ein Ort der Lebensfreude sein. Die Fülle des ganzen Lebens, besonders aber seiner Sonnenseiten muss von der Institution Kirche ausstrahlen, in ihr Platz und Ausdruck finden. Das ist das absolut dominierende Anliegen. (Wieso nur wird Evangelium von uns so langweilig, wenig befreiend, phantasielos vorgelebt...?)

Zweitens: Kirche muss ein Ort der Gemeinschaft sein. Dort finde ich attraktive, das heisst wohl, mich bejahende Menschen und Beziehungen; dort kann ich mich zu Hause fühlen und ohne Maske einbringen, kann Rollen und Meinungen ungestraft ausprobieren...

Drittens: Kirche muss ein Ort der Be-Sinnung sein. Ruhe und Stille, Nachdenken und Orientierung – diese Dimension kommt als Bedürfnis ebenfalls aus den Antworten hervor – wenn auch ungleich viel schwächer als das erste der Lebensfreude (und Lebensnähe).

Es ist klar, dass diese drei deutlichen Zielvorstellungen für die Ausgestaltung von Kirche durch eine ganz bestimmte Altersgruppe definiert wurde. Im gemeinsamen Gespräch wären sicher weitere Zielvorstellungen von anderen Interessengruppen einzubringen und auszuhandeln. Zum Beispiel fehlt die diakonische Dimension in den drei genannten Zielformulierungen.

Wesentlich scheint mir – und da bin ich vom gemeinsamen Organisationsentwicklungsprozess der vergangenen vier Jahre am Seminar Unterstrass geprägt – ein von möglichst vielen, verschiedenen Gemein-

degliedern und -funktionären erarbeitetes und getragenes Leitbild, das als Richtlinie für die Zukunftsentscheide in allen Sparten der örtlichen Kirchgemeinde dient und der Entwicklung eine Perspektive gibt.

Zielorientiert gelebte und gestaltete Kirche – fünf persönliche, konkrete Vorschläge

Erstens: Von der Funktionärs- zur Beteiligungskirche. Hauptberufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kirchgemeinde sind in der Regel zu maximal 50 Prozent angestellt. Den Rest der Arbeitszeit und der Existenz gehen sie einer anderen Erwerbsarbeit oder aber der Familienarbeit nach. Es ist darauf zu achten, dass nicht nur Theologinnen und Theologen bzw. Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter angestellt werden, sondern dass jene christlich motivierten Personen eine Anstellung erhalten, die im Moment und für die nächsten Jahre für die Entwicklung der Gemeinde als ganzes und ihrer Kernzellen von grösster Bedeutung sind. Dies können ebensogut Psychologen oder Gruppendynamiker/Supervisoren, Organisationsentwickler oder Jugendarbeiter, Manager oder Erwachsenenbildner, aber auch Krankenpfleger, Gastwirte oder Schulhausabwarte sein.

Zweitens: Gesinnungsorientierte Volkskirche am Ort. Die Kirche ist Heimat und Nährboden für Menschengruppen mit verschiedenen theologischen Auffassungen, verschiedenen Ausdrucksformen von christlichem Glauben und verschiedenen Formen von Engagement. Sie fördert die Entstehung von entsprechenden Kernzellen mit räumlichen, personellen und materiellen Ressourcen ebensowohl wie deren Vernetzung örtlich und überörtlich. Konkret heisst das, dass die Kernzellen über ein eigenes Budget verfügen, eigene Räume gestalten und eigene Stellenprozente beanspruchen können.

Drittens: Von der Gebäudekirche zur «Unterwegskirche». Die Kirche versteht sich in erster Linie als Gemeinschaft. Räume sind – abgesehen beispielsweise von einem polyvalent einsetzbaren Gottesdienstraum – dem Wandel der Bedürfnisse unterworfen. Die Kirche verkauft deshalb ihr Kirchgemeindehaus und die Pfarrhäuser. Die Kernzellen der Ortsgemeinde

.....

**Kirche
muss ein Ort
der Lebensfreude
sein, ein Ort
der Gemeinschaft,
ein Ort
der Be-Sinnung.**

.....

mieten mit den frei werdenden Geldern auf die momentanen Bedürfnisse zugeschnittene Objekte, gestalten diese unter Anteilnahme der anderen Kernzellen zum Gebrauch für maximal fünf bis sieben Jahre selbst. Der Rest der frei werdenden Gelder (Zinsen) kann für die Anstellung von höchstens halbezeitlichen Fachleuten (siehe oben) verwendet werden. Dazu bedarf es der Zustimmung der Mehrheit der Kernzellen, d. h. der Kirchgemeindeversammlung.

Viertens: Von der Monolog- und Kopfkirche zur ganzheitlichen Dialogkirche. Den beruflich angestellten Funktionären, vor allem den Theologinnen und Theologen, wird verboten, einen Sonntagsgottesdienst allein zu gestalten. Insbesondere verzichtet die Gemeinde während einer Umbruchzeit von sechs Monaten auf die

pfarrherrlich vorbereiteten Wortgottesdienste und beobachtet, welche Gottesdienstformen in dieser Zeit für welche Gemeindeteile entstehen – und was die Funktionäre mit der frei werdenden Arbeitszeit in der Gemeinde in Richtung «Kernzellen» bewegen können.

Ein nicht hoffnungsloses Schlussbild

Ein von einer Jugendlichen geprägtes Bild von heutiger Kirche habe ich Ihnen oben vorenthalten: «Kirche ist wie ein prachtvoller Pfau, der seine wunderschönen Federn nicht zeigt, sondern für sich behält.» Darum geht es: die bunten Federn des Lebens in Zukunft möglichst vielen Menschen zur Freude und zur Stärkung werden zu lassen – mit einer lebensnahen, lebensfrohen Kirche. ♦

JÜRGEN SCHUCH

WEIHBISCHOF PETER HENRICI studierte Altphilologie in Zürich und Philosophie in Pullach und Rom, wo er doktorierte. Es folgte ein Theologiestudium in Löwen und ein Jahr Philosophie in Paris. Seit 1960 war er Professor in Rom an der päpstlichen Universität Gregoriana. Am 31. Mai 1993 wurde er zum Bischof geweiht und daraufhin mit dem Generalvikariat für den Kanton Zürich betraut.

WAS BEDEUTET DER WERTWANDEL FÜR STAAT UND KIRCHE?

Der Wertwandel, der darin besteht, dass eine neue Generation andere Wertprioritäten setzt als ihre Vorgänger, betrifft den Staat und die Kirche in je verschiedener Weise. Ein Kirchenmodell mit «innerkirchlicher Ökumene» ist mit einem pluralistischen Staatsverständnis am besten in Einklang zu bringen.

Spätestens das Revolutionsjahr 1968 hat deutlich gemacht, dass eine junge Generation heranwächst, die sich an anderen Werten ausrichtet als ihre Eltern. Unter dem Stichwort Wertwandel ist dieses Phänomen, das sich in den folgenden Jahrzehnten nicht abgeschwächt, sondern eher stabilisiert hat, seitens der Soziologen immer wieder erforscht und ausgedeutet worden. Ich bin nun nicht Soziologe genug, um die Ergebnisse dieser Untersuchungen hier zusammenzufassen, geschweige denn, sie zu werten¹.

Lieber möchte ich bei meinem Leisten als Philosoph bleiben und das Problem des Wertwandels einmal philosophisch-grundsätzlich hinterfragen. Wie ist so etwas wie Wertwandel überhaupt denkbar? Die Antwort auf diese Frage mag Licht auf die beiden anderen uns hier besonders interessierenden Fragen werfen: Was bedeutet der Wertwandel für den Staat, was bedeutet er für die Kirche(n)? Aus allen drei Antworten lassen sich dann vielleicht einige Folgerungen über das Verhältnis von Staat und Kirche in einer Situation des Wertwandels ziehen.